

„Uns fehlt das Selbstvertrauen“

Der Ökonom Moritz Schularick kritisiert den deutschen Umgang mit Krisen. Ein Gespräch über den Ausweg aus der Pandemie und was wir von Raubrittern für die Zukunft lernen können.



Shoppen ist jetzt umständlicher: Strengere Corona-Regeln führen zu Wartezeiten vor den Geschäften.

Foto dpa

Herr Schularick, Sie haben im Sommer die deutsche Corona-Politik sehr stark für ihre Behäbigkeit kritisiert. Fühlen Sie sich durch die aktuelle Lage bestätigt?

Ich bin erstaunt und schockiert, dass wir wieder die gleichen Fehler gemacht haben, die ich in meinem Buch „Der entzauberte Staat“ beschrieben habe. Ich dachte, wir hätten mehr gelernt. Aber wir haben es wieder nicht geschafft, vorausschauend und proaktiv zu handeln. Wir sind offenbar immer nur dann politisch handlungswillig, wenn wir mit dem Rücken zur Wand stehen. In der Eurokrise war es genau so. Das ist charakteristisch für den

deutschen Umgang mit Krisen. Uns fehlt das Selbstvertrauen und vielleicht auch die Führungsstärke, zu handeln, bevor es zu spät ist.

Wie kommen wir da heraus?

Wir müssen im Prinzip in einer Risikogesellschaft permanent etwas machen, das für Ökonomen ganz normal und alltäglich ist, nämlich in Wahrscheinlichkeiten zu denken, statt immer erst dann zu reagieren, wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist. Damit tun wir uns in Deutschland extrem schwer. Es gab im Herbst ein paar Sonderfaktoren wie die Bundestagswahl, aber an der Grundkonstellation hat sich wenig geändert.

Jetzt muss der Einzelhandel wieder neue Einschränkungen hinnehmen. Hätte man die Wirtschaft mit früheren härteren Maßnahmen besser schützen können?

Eine zentrale Einsicht aus fast zwei Jahren Pandemie ist, dass nicht 2 G oder 2 G plus die wirtschaftlichen Schäden verursachen, sondern die Verbreitung des Virus. Die Ansteckungsgefahr wächst mit der Inzidenz, und da gehe ich halt auch nicht mehr ins Restaurant. Wir werden in der Wissenschaft noch viele Jahre damit zubringen, die Effekte von freiwilligen Verhaltensanpassungen von denen staatlicher Einschränkungen zu trennen. Aber

klar ist schon jetzt, dass die Idee falsch ist, dass es einen klaren Gegensatz von Wirtschaft und Gesundheit gibt. Die deutsche Wirtschaft wird sich nachhaltig nur dann von der Pandemie erholen, wenn wir die Gesundheitsrisiken im Griff haben. Man fragt sich: Wie viele Virus-Mutationen müssen noch am Frankfurter Flughafen ankommen, bevor ihr versteht, dass Impfungen in Afrika auch unsere Wirtschaft schützen? Auch da ist das Grundproblem vorausschauende Risikosteuerung.

Der Dax stieg bis vor Kurzem noch von Rekord zu Rekord, der Welthandel erholt sich. Ist die deutsche Wirtschaft nicht doch widerstandsfähiger als gedacht?

Ja, das ist natürlich eine mögliche Lesart. Die andere Lesart ist die, dass wir gesehen haben, wie effektiv die makroökonomische Stabilisierungspolitik in der Krise war. Wir konnten live miterleben, wie effektiv und schnell staatliche Ausgaben und Transfers die Wirtschaft stabilisiert haben. Milton Friedman hat uns Ökonomen vor einigen Jahrzehnten gelehrt, dass die Geldpolitik das beste Instrument ist, um den Konjunkturzyklus zu stabilisieren. Dahinter stand der Gedanke, dass sie besser wirkt und im Gegensatz zur Fiskalpolitik keine Verteilungswirkung hat.

Und das gilt nicht mehr?
Heute sehen wir, wie effektiv die Fiskalpolitik und wie begrenzt die Möglichkeiten der Geldpolitik geworden sind. Wir müssen umdenken. Zwei Dinge sind passiert: Auf der einen Seite gibt es eine große Diskussion darüber, dass Geldpolitik eben auch Verteilungseffekte hat. Wer Aktien und Häuser besitzt, der hat viel davon, wenn die Zinsen fallen. Dazu kommt die Erfahrung, dass wir sehr erfolgreich mit Fiskalpolitik die Pandemie bekämpft haben, ohne dass eine neue Weltwirtschaftskrise ausgebrochen ist. Im Gegenteil, wir reden heute darüber, dass wir vielleicht zu viel stimuliert haben und die Inflation zu hoch ist. Wir werden die Rolle von Fiskalpolitik neu bewerten. Da steht ein gewisser makroökonomischer Paradigmenwechsel ins Haus. Und da wird man dann wahrscheinlich Olaf Scholz als Finanzminister auch nachträglich ein gutes Zeugnis dafür ausstellen müssen, dass er dieses Instrument auch genutzt hat.

Gibt es dazu Erfahrungen aus der Wirtschaftsgeschichte?
Genau das war schon eine zentrale Lehre aus der Weltwirtschaftskrise der Dreißigerjahre: Wenn es wirklich hart auf hart kommt, geht der Geldpolitik irgendwann das Pulver aus. Was dann wirklich stabilisierend wirkte, waren große fiskalpolitische Maßnahmen, ob das der New Deal in Amerika war oder die Aufrüstung der Nazis in Deutschland.

Sie verwenden in diesem Zusammenhang oft den Begriff der Staatskapazität. Was meinen Sie damit?
Ich will, dass wir die alte und ewig gleiche Diskussion um mehr Staat oder mehr Markt hinter uns lassen und aus einer anderen Perspektive auf die Frage blicken. Es war und ist nie ein Schwarz oder Weiß zwischen Markt und Staat. Dass wir überhaupt im 18. und 19. Jahrhundert modernes Wirtschaftswachstum hatten, lag daran, dass wir es geschafft haben, staatliche Strukturen aufzubauen, innerhalb derer sich Märkte entfalten können. Wenn Sie den Rhein entlangfahren und diese ganzen Raubritterburgen sehen, ist völlig klar, dass sich in einer Umgebung, in der Sie nicht handeln können, in der es

kein Rechtssystem und keine funktionierende öffentliche Infrastruktur gibt, auch kein Wachstum entfalten kann.

Was bedeutet das für heute?

Heute sind es eben andere Arten von Staatskapazität, die wir brauchen, um zu wachsen: etwa öffentliche Güter und Strategien für die ökologische Transformation und Energiewende, eine digitale Infrastruktur, kompetente Risikosteuerung. Hier hat Deutschland in den vergangenen 20 bis 30 Jahren deutlich an Staatskapazität verloren. Das implizite Motto war: Je weniger der Staat macht, desto besser, denn umso weniger kann er falsch machen. Das wird in den nächsten zehn Jahren nicht mehr ausreichen.

Entwickelt sich sonst ein langfristiger Wettbewerbsnachteil, noch mal verstärkt durch die Corona-Nachwirkungen?

Ja, das kann passieren. Im 19. Jahrhundert war Staatskapazität ein Wettbewerbsfaktor. Die Staaten, die es etwa wie Preußen verstanden haben, wissenschaftliche Institutionen, Schulen und die Bedürfnisse der Industrie zusammenzubringen, waren erfolgreich. Genau so wird es im 21. Jahrhundert sein, vom Breitbandausbau bis zur Künstlichen Intelligenz. Dann gibt es natürlich noch einen großen Elefanten im Raum. Das ist der Klimawandel. Es kommen also viele Dinge gleichzeitig auf uns zu. Natürlich brauchen wir so viel Markt wie möglich. Aber zu glauben, dass wir in 10 bis 15 Jahren die ökologische Transformation und die Anpassung an den schon vorhandenen Klimawandel ohne einen signifikanten Anteil staatlicher Planung hinbekommen, halte ich für absolut naiv. Staaten, die das besser machen, werden einen Wettbewerbsvorteil haben.



Moritz Schularick ist Professor für Makroökonomik an der Universität Bonn.
Foto Laif

die Lieferketten näher nach Hause bringen, größere Lager halten und bei wichtigen Gütern die heimische Produktion wieder stärken müssen, ohne dabei aber in Autarkiefantasien zu verfallen. Es geht um ein Management dieser Abhängigkeiten. Ich finde es grundsätzlich richtig und ehrlich zu sagen: Globalisierung hat nicht nur Sennenseiten. Die Schattenseiten müssen wir nur besser managen.

Aber eine nationale Abschottung soll das nicht bedeuten?

Wenn man die Resilienz der deutschen Wirtschaft gegenüber solchen Schocks verbessern will, dann gibt es meines Erachtens nur eine Antwort und die heißt Europa. Die EU ist der sichere Hafen für die deutsche Wirtschaft. Sie ist der einzige Wirtschaftsraum, der groß genug ist, um auch bei essenziellen Gütern arbeitsteilig zu produzieren. Dazu gehören auch Länder mit niedrigen Lohnkosten wie etwa Rumänien oder Bulgarien. Ich bin mir sicher, nur so können wir die Vorteile der Globalisierung nutzen, ohne uns in übergroße Abhängigkeiten von Ländern und Systemen zu begeben, die weit entfernt und politisch unberechenbar sind.

Sie sprechen in Ihrem Buch davon, dass die Wirtschaft an „Long Covid“ leiden könnte. Was bedeutet das?

Wenn man sich anguckt, wie Amerika im Vergleich zu Europa trotz viel höherer Infektionszahlen wirtschaftlich durch die Pandemie gekommen ist, sehen wir etwas Ähnliches wie schon in der Finanzkrise von 2008: dass die Amerikaner besser durch die Krise kommen, obwohl sie stärker betroffen sind. Europa droht wie schon nach 2008 zum Krisenverlierer zu werden. Die Erholung von der Finanzkrise hat in einigen europäischen Ländern fast ein Jahrzehnt gedauert.

Warum?

Weil wir vorschnell auf die Bremse getreten sind und einen Sparkurs gefahren haben, der uns letztlich ärmer gemacht hat. Ich hoffe sehr, dass uns dieses Mal der gleiche Fehler nicht wieder passiert. Nicht weil ich denke, dass wir nicht grundsätzlich sparsam und maßvoll mit Geld umgehen sollten. Das versteht sich ja von selbst. Sondern weil Austeritätspolitik, daran gibt es kaum noch Zweifel, das Wachstum reduziert und wir uns kein neues, verlorenes Jahrzehnt in Europa leisten können – angesichts der Herausforderungen in puncto Klimawandel und Digitalisierung, aber auch in Hinblick auf die politische Stabilität. Denken Sie nur daran, was für politische Monster die letzte Krise hervorgerufen hat.

Steckt in Ihrem Gegenvorschlag nicht auch ein Risiko drin? Sie sprachen ja schon die hohe Inflation an.

Ja, Risiken gibt es immer, und wir müssen lernen, diese besser abzuwägen. Ich denke, die Inflationsrisiken sind letztlich beherrschbar und zum großen Teil temporär. Aus europäischer Sicht sind wir zudem in der komfortablen Situation, dass wir uns in aller Ruhe ansehen können, was mit der Inflation in Amerika passiert. Die Amerikaner haben fiskalpolitisch viel mehr aufs Gaspedal gedrückt. Wenn die wirklich ein echtes Problem bekommen, können wir reagieren. Aber wir sollten nicht aus vorausweisendem Gehorsam schon jetzt die unterstützende Wirtschaftspolitik aufgeben, sondern erst mal zusehen, dass wir aus der Pandemie ohne größere, langfristige Schäden herauswachsen.

Das Gespräch führte Alexander Wulfer.

DEGELER®

So essentiell wie zeitlos, so puristisch wie funktional, so praktisch wie elegant.

DIE NEUE BUSINESS TASCHE



Zeitlose Business Tasche aus feinstem Leder. Mit Laptop Fach. Optional auch mit Schultergurt.



Zuverlässige Fixierung auf Trolley Gestänge für müheloses Reisen.



Edles Erscheinungsbild aus jeder Perspektive.

DIE RUCKSÄCKE - UNSERE KLASSIKER



Aus leichtem, strapazierfähigen Textilgewebe, kombiniert mit Leder Applikationen.



Alternativ in schwarzem Leder. Jetzt fünf Rucksackvarianten verfügbar.



Zwei Varianten in schmaler Ausführung erhältlich.

Entdecken Sie Ihre Weihnachtsgeschenke auf DEGELER.COM



Hemdentasche



Schultasche



SkyHanger®: Die Anzugtasche

10% Exklusiver Preisvorteil für F.A.S.-LESER bei WWW.DEGELER.COM
Aktionscode: **DEGBAG**